

Digitale Briefeditionen

Eine Reflexion zu den Digital Humanities

von JOCHEN STROBEL



Briefe, die A.W. Schlegel auf der Flucht vor Napoleon versteckte, 1999 bei Christie's in London ersteigert.
www.august-wilhelm-schlegel.de

Große Editionen sind beeindruckende Dokumente geisteswissenschaftlicher Produktivität. Die oft vielbändigen, mehrere Regalmeter in Anspruch nehmenden kritischen Ausgaben der Werke kanonischer Autorinnen und Autoren mögen vor allem für ein überschaubares Spezialpublikum erarbeitet worden sein. Nicht zu vergessen ist aber, dass solchen Großunternehmen die Entdeckung oder Wiederentdeckung ganzer Œuvres verdanken ist, dass aus den soliden Gesamtausgaben oft sehr erfolgreiche, von Generationen von Lesern benutzte populäre Ableger hervorgehen, schließlich dass die zuverlässige Bereitstellung historischer Quellen für alle kulturwissenschaftlichen Disziplinen eine unabdingbare Grundlage darstellt. Nicht wenige anspruchsvolle Editionen – ich nenne Namen wie Goethe, Nietzsche, Kleist oder Kafka – haben eine ganz erstaunliche Verbreitung gefunden. Wir dürfen daher mit einiger Bewunderung einen Blick auf und in Werkausgaben werfen, die sich einen Stammplatz in den Regalen der Bibliotheken gesichert haben. Viele der Bücher lassen zunächst nicht erkennen, wie viel Arbeit in ihnen steckt, mit wie viel Aufwand mitunter recherchiert und im Editorenteam diskutiert wurde. Tatsächlich manifestiert sich in vielen Werkausgaben das Lebenswerk ihrer Herausgeber, auch wenn diese selten aus dem Schatten des von ihnen betreuten Autors heraustreten. Die vielleicht wichtigste Innovation der editorischen Technik in den vergangenen Jahrzehnten, die Einbeziehung von Bildelementen (Faksimiles) in die Präsentation der editorischen ‚Übersetzung‘ eines oder mehrerer Textzeugen, kann doch die sehr ausgefeilten, mitunter für den Laien schwer durchschaubaren editorischen Praktiken nicht ersetzen und nur bedingt



Netzwerker, Übersetzer,
Literaturkritiker und Hochschullehrer:
A.W. Schlegel (1767–1845).

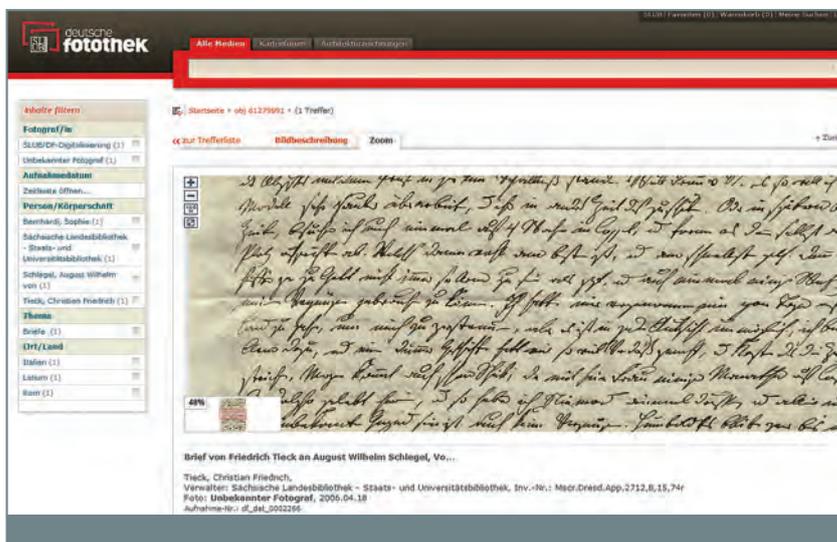
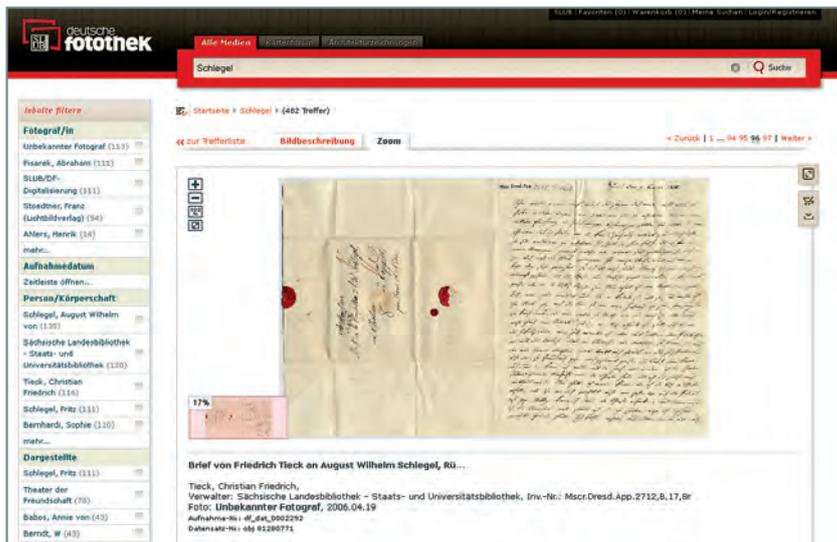
illustrieren. Völlig zurecht hat sich in den vergangenen zwei, drei Jahrzehnten eine die Grenzen der philologischen Disziplinen, der Philosophie und der Musikwissenschaft überschreitende Editions-wissenschaft konstituiert.

Zur technischen Entwicklung von Editionen

Die Möglichkeiten digitalen Arbeitens und Publizierens haben in den vergangenen 20 Jahren zweifellos auch die Arbeit der Editoren inspiriert und revolutioniert – doch vielleicht bis heute nicht in einem wünschenswerten Maß. Hatte man spätestens in den 1980er Jahren begonnen, editorische Daten digital zu erstellen, und war es in den 1990er Jahren üblich geworden, den gedruckten Werkausgaben CD-ROMs beizugeben, wurde seit der Jahrtausendwende immer mehr das Internet zum Übertragungsmedium auch für Editionen. Sind es bislang vorwiegend (teil-)retrodigitalisierte Editionen, die im Netz

erscheinen, so entstehen mehr und mehr born digital, die in puncto Rechercheoptionen den Vorzügen des Mediums zunehmend gerecht werden.

Dem wissenschaftlichen Nutzer kann dies nur recht sein, verfügt er oder die ihm zugängliche Bibliothek doch längst nicht über alle benötigten Werkausgaben, erweist sich verlagsseitig die Publikation vielmögiger Editionen trotz hoher Druckkostenzuschüsse als unrentabel, stellt sich für den Editor nach wie vor das Problem, für Printausgaben einen finalen, Vollständigkeit suggerierenden Kenntnisstand anzustreben – ein Ziel, das der Prozessualität wissenschaftlichen Arbeitens widerspricht. Editionen müssten eigentlich fortlaufend revidiert und vor allem ergänzt werden – im Gutenberg-Zeitalter war dies oft erst nach Jahrzehnten möglich. Fast 100 Jahre nach dem Erscheinen der ersten, damals vollständigen Ausgabe der Briefe Goethes beginnt nun eine zweite, wiederum aus heutiger Sicht



Von der digitalen Präsentation zur Digitalen Edition. Fotos (5): SLUB

vollständige Edition zu erscheinen, zunächst ausschließlich in Buchform. Wenn es um weniger hochkarätige Briefschreiber geht, müssen wir uns sogar heute noch der mangelhaften Ausgaben des 19. Jahrhunderts bedienen.

Der Brief – ein editorisches Stiefkind

Ich möchte mich hier auf einen Dokumenten- oder besser Objekttypus konzentrieren, der einige spezifische Merkmale aufweist, nämlich den Brief. Briefe zählen zu den spannendsten Quellen, derer sich historisch arbeitende Wissenschaftler bedienen. Zu

Beginn des 21. Jahrhunderts können wir uns zudem wieder von einer globalen Kultur des Briefs beeindrucken lassen. Nie zuvor wurden so viele Briefe und briefähnliche Texte verfasst wie heute. Nur scheinbar liegt das Zeitalter der Briefkultur lange zurück. Der Sozialpsychologe Steven Pinker spricht von „der Blogosphäre des 18. Jahrhunderts“, als technologische Verbesserungen eine grenzüberschreitende Gelehrtenrepublik möglich gemacht hatten, in der Tausende von Briefen den Kitt innerhalb von Netzwerken bildeten, aus denen heraus die Wissensrevolutionen des 18. und 19. Jahrhunderts entstehen konnten. Erst genaue Lektüre erbringt, dass die Briefe der Romantiker weniger ‚romantisch‘ waren, vielmehr gezielten Netzwerkbildungen dienten, auch über die Grenzen Deutschlands hinaus.

Der Brief war lange Zeit ein editorisches Stiefkind, spielte man ihn doch als bloße Gebrauchstextsorte gern gegen das künstlerische oder wissenschaftliche Werk aus. Doch schon seit dem 19. Jahrhundert zieht man Briefe gern als biographische Quellen, manchmal auch als persönliche Dokumente heran, nicht nur, wenn es um die Liebe geht. Dies hat sich langsam geändert, sobald man begann, die formal und inhaltlich wenig festgelegte Textgattung auf ihre vielfältigen Leistungen hin zu befragen. Die Bibliotheken und Archive beherbergen Millionen von Briefen des 18. bis 20. Jahrhunderts. Digitale Nachlasserschließung und Edition eröffnen erstmals Möglichkeiten, die unüberschaubaren Datenmengen, die Briefe nun einmal bilden, überschaubar zu machen, sie als Images zu digitalisieren und sie mit Metadaten zu versehen, ihre Erschließung und Durchsuchbarkeit voranzutreiben. Der wissenschaftliche Nutzer muss nicht unbedingt auf kommentierte und Vollständigkeit anstrebende Briefausgaben zurückgreifen, die eher zufällig einen Briefschreiber aus der großen schreibenden Community der *hommes des lettres* privilegieren. Kaum ein Leser wird sich einer zwanzigbändigen Briefedition von vorn bis hinten konzentriert widmen wollen. Er wird in der Regel von bestimmten, durch Stich- oder Schlagworte erschließbaren wissenschaftlichen Fragestellungen ausgehen, wird wissen wollen, welche brieflichen Netzwerke zu einer bestimmten Zeit zwischen bestimmten Orten existieren, wie von einem Knoten aus (zum Beispiel dem Kreis der Frühromantiker in Jena) Wissen nach außen gelangt, wo es hingelangt („wer mit wem“) und wie es brieflich weitergetragen wird, schließlich: wie es kommentiert, verändert wird. Keine herkömmliche Briefedition kann derartige Informationen vermitteln, insbesondere nicht, solange sie personenbezogen ist, also um einen Schreiber oder Empfänger kreist.

Vorteile und Standards digitaler Vernetzung

Gerade wenn es sich um Briefe handelt, erwachsen aus dem Digitalisierungsprozess, der die geisteswissenschaftliche Publikationspraxis erst zu erreichen beginnt, ungeahnte Chancen.

Erkannt wurde inzwischen allerdings auch die Gefahr, die von der Vereinzelung der Editionsvorhaben in dieser editorischen Goldgräberzeit droht. Editionsprojekte sind in ihrer Finanzierung, Planung, materialbedingten Spezifik nach wie vor Einzelunternehmungen, auch wenn Gespräche innerhalb der Community mit Eifer geführt werden. Technische Standards wie XML beziehungsweise TEI als Auszeichnungssprache sind allgemein anerkannt, doch stehen im Hintergrund der Präsentationsoberflächen unterschiedliche Datenbanksysteme, je nach ursprünglicher oder hauptsächlicher Interessenlage der verantwortlichen IT-Anbieter und ihrer Kunden. Dies dürfte sich so schnell nicht ändern und es muss sich auch nicht ändern, sofern über Standards der Langzeitarchivierung und des Hostings intensiv nachgedacht wird, sofern künftige Datenkonvertierungen gewährleistet sind und über Schnittstellen ein Datenaustausch zwischen den Systemen verlustfrei möglich ist. Zugleich ist es jedoch wünschenswert, zumindest nationale Standards auf dem in sich einigermaßen homogenen Dokumentsektor ‚Brief‘ zu erzielen. Diese Standards werden vor allem Erschließungs- beziehungsweise Textauszeichnungskategorien sowie die Qualität der entstehenden Metadaten betreffen. Insbesondere Fachwissenschaftler und Bibliothekare sollten in ein intensives Gespräch hierzu eintreten.

Die digitale Edition der Briefe A.W. Schlegels

Im März 2012 wurde an der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden (SLUB) sowie an der Philipps-Universität Marburg unter Federführung von Thomas Bürger und Jochen Strobel die Arbeit an einem nicht nur in technologischer Hinsicht ehrgeizigen DFG-Projekt aufgenommen, das sich der Korrespondenz des Frühromantikers August Wilhelm Schlegel (1767 – 1845) widmet. Der ältere Schlegel-Bruder hat in der Forschung bisher weniger Aufmerksamkeit erfahren als der genialische jüngere Bruder Friedrich, dabei ist er der wichtigste Vermittler romantischen Wissens in die bürgerliche Öffentlichkeit wie in die Wissenschaftslandschaft seiner Zeit hinein. Als Übersetzer, Kritiker und Philologe vermittelte er die Kulturen Europas und Indiens an die Deutschen, umgekehrt setzten seine Texte europaweit Trends und Maßstäbe, wenn es um eine interkulturelle Diskursivierung ‚des Romantischen‘ ging. Schlegels Fähigkeiten als Kommunikator offenbaren sich nicht nur in seinen vielfach erhaltenen Vorlesungstexten, in seinen Übersetzungen – seine Shakespeare-Übersetzung ist bis heute mustergültig – und in seinen zahlreichen Literaturkritiken, sondern auch in seiner Korrespondenz, die er mit Hunderten von Künstlern, Gelehrten, Politikern führte.

Ausgehend von dem in Dresden befindlichen Nachlass, aber auch von den weltweit verstreuten Briefhandschriften sowie den zahlreichen Drucken, möchte das Editionsprojekt zu jedem erreichbaren Brief ein Höchstmaß an Informationen bieten, also:

Image-Digitalisat der Handschriften (beziehungsweise zusätzlich eventueller Entwürfe oder Abschriften); Image-Digitalisat bereits vorliegender Drucke; durchsuchbarer Volltext auf der Grundlage des Drucks oder einer eigenen Transkription; differenzierte Auszeichnung beziehungsweise Verschlagwortung unter Verwendung normierter Metadaten; Schnittstellen zur *Deutschen digitalen Bibliothek* beziehungsweise zum Autographenportal *Kalliope*.

Über das Projekt und die Fortschritte der Arbeit daran kann sich jeder Interessierte informieren (www.august-wilhelm-schlegel.de). Am Ende der Projektlaufzeit – zu rechnen ist mit dem Jahr 2017 – sollen mindestens 4.500 Briefe recherchierbar sein; die bisher nicht gedruckten werden neu transkribiert. Im Unterschied zu den bisherigen Romantiker-Briefeditionen wird erstmals ein größerer Briefkorpus ausschließlich als digitale Edition aufbereitet und frei zugänglich sein. Im Projekt arbeiten Bibliothekare, Informatiker und Literaturwissenschaftler eng zusammen. Neben den Standorten Dresden und Marburg ist die enge Kooperation mit dem Trier Center für Digital Humanities und seinem Geschäftsführer Thomas Burch hervorzuheben.

Neue Aufgabenfelder

In einer Wissenschaftslandschaft, die sich zunehmend auf digitale Forschungsumgebungen stützen wird, darf sich das editorische Einzelprojekt nicht selbst genügen und kann auch nicht mit dem Ende der Projektlaufzeit als endgültig abgeschlossen gelten. Die im Juli 2012 erschienenen Empfehlungen des Wissenschaftsrates zur Weiterentwicklung der wissenschaftlichen Informationsinfrastruktur in Deutschland bis 2020 stellen klar, dass der Nutzbarkeit digitaler Forschungsdaten besonderes Augenmerk gebührt. Vorausschauende Projektarbeit zu leisten bedeutet nicht nur, Langzeitarchivierung und Hosting zu garantieren, sondern auch ein künftiges Datenmanagement im Auge zu behalten, das eine zwischen fachwissenschaftlicher und informationstechnologischer Kompetenz oszillierende Daueraufgabe darstellen wird. Die Schaffung entsprechender Stellenstrukturen an Institutionen der Informationsinfrastruktur wird sich als Notwendigkeit erweisen, wenn auch in langer Frist die Ergebnisse digitaler Forschungsprojekte für den Nutzer erreichbar bleiben und dabei stets auf aktuellem Stand gehalten werden sollen.

Die hier artikulierte Hoffnung auf Fortschritte bei der Standardisierung editorischer Daten im Zeitalter der Digitalisierung sowie auf die Schaffung neuer Berufsbilder für die Pflege digitaler Forschungsumgebungen ist wohl begründet: Die technische Entwicklung fordert nutzerfreundliche Normierungen wie auch ein Nachdenken über Bedingungen und Möglichkeiten geisteswissenschaftlicher Forschung im Datennetz heraus.



JOCHEN
STROBEL